

Die akademische ‚Achse Berlin – Rom‘? Zum wissenschaftlich-kulturellen Austausch zwischen Italien und Deutschland in den 1920er bis 1940er Jahren

Villa Vigoni-Gespräch, 3. bis 6. September 2014,
veranstaltet von Andrea Albrecht, Lutz Danneberg und Simone De Angelis

Tagungsbericht

(Andrea Albrecht, Simone de Angelis, Fabian Lampart)

Der Blick auf die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland in den 1920er bis 1940er Jahren ist bis heute stark von der gemeinsamen Erfahrung totalitärer Systeme und der politisch-militärischen ‚Achse Berlin-Rom‘ geprägt, die bereits vor Kriegsbeginn, im Winter 1936, stipuliert und durch den Stahlpakt 1939 besiegelt wurde. Hitler erwartete sich von der Etablierung der Achse ein Bündnis, das die außenpolitische Isolation Deutschlands überwinden und ihn bei seinen Expansionsplänen unterstützen konnte. Mussolini wiederum wollte an Hitlers Hegemonieansprüchen partizipieren und für Italien eine Protagonistenrolle innerhalb dieser Allianz einnehmen. Im Herbst 1938 führte er auf Druck der Deutschen in Italien die Rassengesetze ein, verbunden mit der Erwartung, die Italiener würden – vor allem nach der Erfahrung des Abessinienkrieges – ‚Rassenstolz‘ entwickeln und zu einem kriegerischen Volk werden.

Es ist allerdings zu kurz gegriffen, die ‚Achse Berlin-Rom‘ als ein rein politisch-militärisches Projekt zu verstehen, vielmehr wurde sie auch von Akademikern und Künstlern gestärkt und führte hier mitunter zu exzeptionell engen und intensiven bi-nationalen Austausch- und Kooperationsbeziehungen, einer akademischen ‚Achse Berlin – Rom‘. Der wissenschaftlich-kulturelle Austausch zwischen Italien und Deutschland begann nicht erst Mitte der 1930er Jahre, sondern hatte bereits einen Vorlauf in den frühen Jahren des italienischen Faschismus beziehungsweise den Jahren der Weimarer Republik.

Um Formen und Funktionen dieser anhaltenden Austauschbeziehungen genauer zu untersuchen, haben Andrea Albrecht, Lutz Danneberg und Simone de Angelis vom 3. bis 6. September 2014 in Lovenno di Menaggio ein Villa Vigoni-Gespräch zum Thema *Die akademische ‚Achse Berlin – Rom‘? Zum wissenschaftlich-kulturellen Austausch zwischen Italien und Deutschland in den 1920er bis 1940er Jahren* veranstaltet. Wissenschaftlerinnen

und Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen, darunter Historiker, Rechts-, Wissenschafts- und Kunsthistoriker, Philosophen und Literaturwissenschaftler, waren dazu eingeladen, aus ihrer jeweiligen disziplinären Perspektive die akademische Achse Berlin-Rom zu konturieren. Gefragt werden sollte, welche Austauschs-, Kooperations- und Kollaborationsnetzwerke, aber auch welche Konkurrenzkonstellationen sich zwischen den ‚deutschen‘ und ‚italienischen‘ Wissenschaftlern, zwischen wissenschaftlichen Disziplinen und Institutionen in den 1920er bis 1940er Jahren entfalteten. Da der italienische Faschismus zunächst keinen Antisemitismus propagierte, hatten auch viele jüdische Intellektuelle, darunter jüdisch-deutsche Exilanten, an diesem Austausch teil, bevor sie nach der Stärkung des politisch-militärischen Bündnisses und der Einführung der Rassengesetze in Italien erneut in eine prekäre Lage gerieten.

Der folgende Bericht fasst die Vorträge der Tagung in Hinsicht auf einige der thematischen Leitlinien zusammen, die sich in den Tagungsdiskussionen ergaben.

Die historischen Koordinaten der Achse und ihre kulturpolitischen Implikationen standen im Zentrum des Vortrags von **Nicola D’Elia**: *Giuseppe Bottai e l’Asse ‚culturale‘ Roma-Berlino*. D’Elia skizzierte die nach wie vor kontroverse Beurteilung der Haltung Giuseppe Bottais zum Faschismus. Während seine kulturpolitischen Aktivitäten als italienischer Erziehungsminister (1936–1943) nach einem Urteil Giovanni Gentiles der Politik des Regimes entsprochen hätten, habe er sich auch immer wieder kritisch gegenüber dem Faschismus positioniert. Den Nationalsozialismus habe er bereits 1933 ablehnend beurteilt und gegenüber Mussolini eine Unterwerfung unter den Bündnispartner kritisiert. Daraus freilich zu folgern, Bottai sei deshalb in den späten 1930er und frühen 1940er Jahren gegen die Kooperation mit Deutschland eingestellt, ist nach D’Elia problematisch. Denn Bottai habe zumindest seit 1939 eine Kulturpolitik betrieben, die von der Überzeugung geprägt gewesen sei, Nationalsozialismus und Faschismus näherten sich im Zuge einer neuen europäischen Ordnung nach Versailles an. Im Bereich der kulturpolitischen Beziehungen zielten Bottais Aktivitäten darauf ab, die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien auf intellektueller Ebene zu stärken – was sich ebenso in der Forcierung der Kooperation der Schulpolitik beider Länder wie auch in Bottais Engagement bei der Gründung des Instituts *Studia humanitatis* in Berlin (1942) zeige. Grundsätzlich gingen Bottais kulturpolitische Überzeugungen allerdings dahin, dass die Durchsetzung italienischer Werte – worunter Bottai vor allem spezifische Fermente eines humanistisch-lateinischen Denkens verstand – gerade in Deutschland aktiv unterstützt werden müssten. Nach D’Elia sei es letztlich Bottais Ziel gewesen, bei der Zusammenarbeit zwischen Nationalsozialismus und Faschismus die kulturelle Hegemonie des

Faschismus zu gewährleisten und zu stärken.

Monica Fioravanzo behandelte in ihrem ebenfalls historisch ausgerichteten Beitrag *Ridisegnare l'Europa. I progetti fascisti di nuovo ordine fra Roma e Berlino: sinergie, diffidenze, competizioni (1930–1945)* zunächst die Versuche im faschistischen Italien, eine Neuordnung Europas unter faschistischer Führung zu projektieren. In den frühen 1930er Jahren habe das italienische Regime vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise von 1929 ein an der römischen *pax romana* orientiertes Modell der europäischen Ordnung favorisiert. Bei der Untersuchung der Beziehungen zwischen Italien und Deutschland in den 1930er und 1940er Jahren falle ein fortschreitendes Auseinanderklaffen der Positionen auf. Instrumente der Zusammenarbeit hätten eine Tendenz, zur Verteidigung eigener Interessen herangezogen zu werden. Bereits seit den Anfängen des Nationalsozialismus seien in der Diskussion deutliche Differenzen – etwa der Kontrast von Rosenbergs ‚Mythos des Blutes‘ im Gegensatz zur römischen Tradition – zu beobachten, die freilich in Austauschbeziehungen und in Übersetzungen überspielt worden seien. Mit Ausbruch des Krieges treten, so Fioravanzo, diese Differenzen deutlicher hervor und würden auch in der in verschiedenen Zeitschriften geführten Debatte über Absichten und Ziele der Achse deutlicher formuliert. Von italienischer Seite wurden Vorschläge zur Neuordnung Europas auf faschistischer Basis vorgebracht, wogegen in Projekten des auswärtigen Amtes in Berlin ein exklusives Interesse am deutschen Volkstum dominiere und keine Reflexion über die Interessen des Verbündeten stattfinde. Nach dem Sturz Mussolinis stünden dann wieder Projekte eines hierarchisch und supranational organisierten Europas im Vordergrund. Diese Diagnose des Auseinanderklaffens der italienisch-deutschen Zielvorstellungen sei auch für die Kulturpolitik charakteristisch.

Der politische und kulturpolitische Rahmen wurde mit den beiden Vorträgen von Ugo Bartocci und Michael Stolleis rechtshistorisch erweitert. **Ugo Bartocci** konzentrierte sich in seinem Beitrag *Lo studio del diritto romano: continuità scientifica e orientamenti divergenti nelle politiche culturali dell'Asse* besonders auf die Kontinuität der Traditionslinie römischer Rechtsgeschichte in den 1930er Jahren. Diese romanistischen Studien waren seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durch die durch Vittorio Scialoja (1856–1933) initiierte Gründung des *Istituto di diritto romano* (1884) an der Universität La Sapienza in Rom und durch die Zeitschrift *Bullettino dell'Istituto di Diritto Romano* (1888) fest etabliert. Im Beitrag wurde vor allem das Wirken Salvatore Riccobonos (1864–1958) nachgezeichnet, der nach seiner Berufung nach Rom 1932 seit 1934 das *Bullettino* herausgab. Angesichts der destruktiven Haltung der Nationalsozialisten gegenüber den akademischen Studien des römischen Rechts in Deutschland, die nach 1933 in kurzer Zeit zugunsten einer kaum reflektierten Aufwertung

des germanischen Rechts acht der elf wichtigsten Lehrstuhlinhaber ins Exil vertrieben, sah Riccobono es als Aufgabe der italienischen Rechtswissenschaft, die Kontinuität der romanistischen Studien gegenüber der deutschen Position zu bewahren und das römische Recht kulturpolitisch als eine Alternative zur von den Nationalsozialisten intendierten Aufwertung einer germanischen Rechtstradition in Stellung zu bringen. Seine Leitung des *Bullettino* ist deshalb geprägt von der Betonung der Zusammenarbeit mit ausländischen Gelehrten, wobei besonders in den 1930er Jahren auch aus Deutschland Ausgewiesene und Exilanten zu Wort kommen. In den 1940er Jahren geht es Riccobono dann zudem darum, auch Gelehrten in den von Deutschland unterworfenen Ländern ein Publikationsforum zu bieten. Grundsätzlich ist Riccobonos Wirken geprägt von der auch bei der Gründung des Instituts *Studia Humanitatis* 1942 in Berlin in einem Vortrag zum Ausdruck gebrachten Überzeugung, das römische Recht könne in den verschiedenen europäischen Ländern aufgrund seiner juristischen Vereinigungskraft eine zivilisierende und friedensstiftende Funktion haben.

Diese sich vornehmlich aus der juristischen Innensicht speisenden Darlegungen wurden von **Michael Stolleis** komplementär ergänzt. In seinem Vortrag *Römisches Recht und Rassengesetze. Deutsche und italienische Gemeinsamkeiten und Differenzpunkte 1933–1945* zeigte Stolleis zunächst, wie das faschistische Italien für die deutschen Staatsrechtler der Weimarer Republik zum Vor- beziehungsweise Gegenbild wurde. Sowohl in Rudolf Smends Integrationslehre und Carl Schmitts Verfassungslehre als auch in den Konzeptionen von Gerhard Leibholz und Hermann Heller spielt der korporative italienische Führerstaat eine wesentliche Rolle für die Überlegungen zur staatsrechtlichen Überwindung der deutschen Krise. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten hätten sich dann vor allem zwei Differenz- und Kontroverspunkte zwischen Italien und Deutschland ausgewirkt: das Erbe des römischen Rechts und die Rassengesetzgebung. Nachdem schon im 19. Jahrhundert römisches und deutsches Recht verglichen und auf populäre Dichotomien: welsches vs. deutsches, materialistisches vs. idealistisches, individualistisches vs. gemeinschaftliches Recht etc. hinausgeführt worden seien, bemühte man sich, so Stolleis, in der deutschen Rechtsdebatte der Weimarer Republik um einen ‚dritten Weg‘. Schon im Parteiprogramm der NSDAP aus dem Jahr 1920 sei der Ersatz des römischen Rechts durch ein deutsches Gemeinschaftsrecht annonciert worden. Nach der Machtübernahme versuchten die wenigen deutschen Romanisten, die nicht ins Exil gegangen waren, das römische Recht zu verteidigen, etwa durch den Hinweis auf seine Sittlichkeit und seine Orientierung an Gesichtspunkten der Rasse. Wie Stolleis deutlich machen konnte, erhielten diese Versuche durch die

Achsenbildung eine unerwartete Unterstützung, auch durch die Initiativen Riccobonos und Arrigo Solmis. – Der zweite Differenzpunkt betrifft die Rassengesetze, obgleich diese den Nationalsozialisten zunächst nicht als Exportgut gegolten hätten. Nach massivem Druck aus Deutschland führte Italien 1938 eigene Rassengesetze ein, was nicht nur zur Verfolgung der bis dahin relativ gut in die Gesellschaft integrierten italienischen Juden, sondern auch zu einer erneuten Verfolgung der jüdisch-deutschen Exilanten geführt hat.

Einer dieser Exilanten ist Paul Oskar Kristeller (1905-1999). **John Monfasani** beleuchtete in seinem Vortrag *Italy in the Career of Paul Oskar Kristeller* die Bedeutung von Kristellers Italien-Aufenthalt seit 1934. Nach Abschluss seiner Dissertation über Plotin bei Ernst Hoffmann in Heidelberg plante Kristeller 1932 bei Martin Heidegger in Freiburg eine Habilitationsschrift über Marsilio Ficino. Sowohl die Dissertation wie auch die erste Konzeption des Ficino-Buchs waren existentialistisch geprägt. Im Zuge seines Italien-Aufenthalts seit 1934, der Kristeller zunächst nach Rom führte, wo er, tatkräftig unterstützt von Giovanni Gentile, an der Biblioteca Vaticana arbeitete, änderte sich dann sukzessive die Konzeption der Studie. Zudem zeichnen sich Kristellers künftige Forschungsschwerpunkte ab. Kristeller gelangte in Italien, wo er seit 1935 als Lektor an der Scuola Normale Superiore in Pisa lehrte, zu einem Renaissance-Verständnis, das die Traditionen mittelalterlich-scholastischen Denkens stärker als in der damaligen Renaissance-Forschung betonte. Konzeption und Publikation des *Supplementum Ficinianum* (1937) und der Studie über Ficino (*The Philosophy of Marsilio Ficino*, 1943; *Il pensiero filosofico di Marsilio Ficino*, 1953) sind zentrale Ergebnisse von Kristellers wissenschaftlicher Neuorientierung in den Jahren seines Italien-Aufenthaltes. Auch die Konzeption des *Iter Italicum* (dessen beide Bände erst 1963 und 1967 erschienen) geht auf die Arbeit an der Biblioteca Vaticana zurück. In einer abschließenden Reflexion diskutierte Monfasani die Implikationen, die Kristellers historischen Studien für sein philosophisches Denken hatte.

Eine etwas andere Akzentuierung in der Beziehung Paul Oskar Kristellers zu Giovanni Gentile setzte **Simone De Angelis** in seinem Vortrag *Paul Oskar Kristellers Ficino in Italien*. Insbesondere hob De Angelis die Verbindung hervor, die zwischen dem akademischen Kontext der Universität Heidelberg, wo Kristeller in den 1920er Jahren studierte und 1929 bei Ernst Hoffmann über Plotin promovierte, und den Überlegungen zur Methode der Geschichte der Philosophie besteht, die Kristeller an prominenter Stelle seiner *Ficino*-Studie stellte. Gerade die italienische Version des *Ficino*-Buchs, die Kristeller stets privilegiert hat, weist im methodologischen Kapitel Spuren der Debatte auf über die Methode der Geschichte der Philosophie, die bereits um 1900 anhebt, speziell dann aber zu Beginn der 1920er Jahre – u.a.

in den *Kant-Studien* – weitergeführt wird und in die auch Ernst Hoffmann in seiner Rede von 1924 über den Philosophiehistoriker und Kantinterpreten Kuno Fischer eingreift. Dabei zeigte De Angelis, wie Ernst Hoffmann Kristellers Auseinandersetzung mit dem Neukantianismus beeinflusste, die Kristeller schließlich zur Herausbildung einer wissenschaftlichen Methodologie führte und im *Ficino*-Buch eigens weiterentwickelte. Darin liegt denn auch der Grund – so De Angelis' These –, weshalb sich Gentile für Kristeller interessierte, als er die ersten Kapitel der *Ficino*-Studie zu lesen bekam und er ihm 1934 versprach, seine Karriere in Italien zu fördern. De Angelis konzentrierte sich speziell auf Kristellers philosophische Interpretationskonzeption, besonders auf dessen Deutung des Originalitätskonzepts im Blick auf Marsilio Ficinos Neuplatonismus, die Gentile in seinem Aufsatz *Filosofia italiana e tedesca* (1941) wiederaufnimmt und zugunsten eines ‚nationalen‘ Alleinstellungsmerkmal der italienischen Renaissancephilosophie deutet, obwohl dies Kristeller so nie befürwortet hätte. Damit konnte De Angelis plausibel machen, dass mit Ausnahme dieser nationalistischen Perspektivierung Gentiles, die mit Bruno, Campanella und Vico bis ins 19. Jahrhundert einen ‚italienischen Sonderweg‘ in die Moderne herstellen sollte, Gentile und Kristeller in ihrem Zugang zur Geschichte der Philosophie mehr Gemeinsamkeiten hatten, als dies bislang gewöhnlich angenommen wird.

Mit einer Generation von Intellektuellen und Philosophen aus dem Pisaner Umfeld der Scuola Normale, die sich von der neoidealistischen Philosophie Giovanni Gentiles – dem sog. ‚attualismo‘ – lösten und über den ‚Ausweg‘ der deutschen ‚Existenzphilosophie‘ schließlich zum Marxismus gelangten, beschäftigte sich **Mario Marino** in seinem Vortrag *Von der deutschen ‚Existenzphilosophie‘ zum italienischen Marxismus. Akademische Rezeptionswege und außerakademische Transformationen der deutschen zwischenkriegszeitlichen Philosophie in Italien in den 1930er und 1940er Jahren*. Marino schilderte anhand neuer Dokumente die ‚existentialistischen Anfänge‘ der späteren italienischen Marxisten Cesare Luporini (1909-1983) und Nicola Badaloni (1924-2005). Aus systematischer Sicht konzentrierte sich Marino auf die Diskussion zentraler Konzepte von Martin Heideggers ‚Metaphysik des Seins‘ – etwa auf die ‚Endlichkeit des menschlichen Daseins‘ bzw. dessen ‚Geschichtlichkeit‘ –, die sich für die italienische Rezeption als zentrales Problem herausstellte. Dabei war es interessant zu hören, dass etwa der junge Badaloni Heideggers philosophische Texte selbst übersetzte und so zu verstehen versuchte. Auch Armando Carlinis Übersetzung von Heideggers ‚Was ist Metaphysik?‘ lag schon vor, wie überhaupt, so Marino, die Geschichte der Tradition Heideggers in Italien einer Geschichte der Heidegger-Übersetzungen gleichkommt. Wie Marino argumentierte, erfolgte bei Luporini der Übergang zum Marxismus Gramsci'scher

Prägung zunächst durch die Infragestellung des absoluten Ich als ontologisch distinkter und originaler Bereich, der ursprünglich dem transzendentalen Ich Husserls gegenübergestellt wurde. Luporini setzte stattdessen – in Anlehnung an Heidegger – die vorbegriffliche bzw. emotionale Sphäre des Seins als originärer Moment des Humanen und Bedingung sog. ‚eigentlicher‘ Existenz fest. Die Überwindung des abstrakten Ontologismus erfolgte dann bei Luporini aufgrund der Betrachtung moralischer Aspekte in Verbindung mit dem Problem der Freiheit menschlicher Existenz, die nun auch Elemente des Denkens Kierkegaards und Leopardis einbezieht. Das Bewusstsein der Historizität des Seins, die Behauptung der Freiheit im eigenen Leben, das jedoch auch scheitern kann, sowie die Absenz jedweden Absoluten, ebneten somit den Weg zum Marxismus.

Den Verbindungen zwischen deutscher und italienischer Philosophie ging auch **Dirk Werle** in seinem Beitrag *Ernesto Grassi und der Humanismus* nach, und zwar im Hinblick auf Ernesto Grassis Konzeption des Humanismus zwischen 1935 und 1942. Dabei diagnostizierte er in Grassis Texten ein ‚Changieren‘ bei der Verwendung und rhetorischen Präsentation des Humanismus-Konzepts – eine wohl auch zeittypische Ambivalenz, die man bis zu einem gewissen Grad als intendierte Schreibstrategie Grassis verstehen könne. Grassis zentrale Äußerungen zum Humanismus zielten demnach darauf ab, in der u.a. auch von Werner Jaeger mit erziehungspolitischem Impetus geführten Humanismus-Debatte einen direkten Zugang zur Vermittlungsleistung des Renaissance-Humanismus zu gewinnen. Dabei gehe es auch darum, einen Humanismus italienischer Herkunft als selbständige Form des Weltzugangs und als Alternative zur nach Grassis Auffassung zu rationalistisch orientierten Tradition der deutschen Philosophie zu formulieren. Wichtige Aspekte dieses Humanismus seien das Verstehen, die Bildung, die Überlieferung und Tradition sowie die Überwindung des Individuellen. Aber gerade diese sehr allgemeinen Bestimmungen machten eine eindeutige Festlegung von Grassis Humanismus-Konzept schwierig und bestätigten letztlich die Diagnose einer changierenden Rhetorik.

Beat Näf setzte in seinem Vortrag *Werner Jaeger, der Dritte Humanismus und Italien* diese Perspektive mit Blick auf die Altphilologie fort und fragte nach den ‚inneren Gemeinsamkeiten‘ von Drittem Humanismus und Drittem Reich sowie nach der Rezeption des Dritten Humanismus im faschistischen Italien. Ins Zentrum stellte er dabei Werner Jaegers Geschichte der griechischen Paideia, mit der dieser schon vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten gegen den Historismus, seine Krise und für eine Erhaltung der humanistischen Traditionen in Gymnasien und Universitäten kämpfte. Nach 1933 verstärkte Jaeger, so Näf, zunächst seine Bemühungen, die politische Dimension klassischer Bildung

herauszustellen, wurde daraufhin aber unter anderem von Ernst Krieck, Hans Drexler und Helmut Berve attackiert. In der zweiten Auflage der *Paideia* von 1935 habe sich Jaeger, inzwischen im Exil in den USA, dann bemüht, sein humanistisches Konzept von dessen nationalsozialistischer Vereinnahmung zu distanzieren. – Auch in Italien sei es in den 1920er Jahren zu einer Auseinandersetzung um die Stellung der alten Sprachen und des klassischen Gymnasiums gekommen. Der aufkommende Faschismus schien Italien, so Näf, eine Anbindung an die humanistischen Traditionen zu sichern und eine Erneuerung der als zu positivistisch wahrgenommenen Altertumswissenschaften auf den Weg zu bringen, was sich etwa in der Schul- und Hochschulreform Giovanni Gentiles wie auch den wissenschaftspolitischen Bemühungen Giuseppe Bottais niederschlug. Jaegers Ideen fanden daher in Italien positive, teils aber auch kritische Resonanz, schon bei Benedetto Croce und Rodolfo Mondolfo, dann auch bei Giorgio Pasquali, Guido Calogero, Augusto Rostagni, Giulio Augusto Levi und Ernesto Grassi. Auch nach 1945 habe Jaeger an seinen humanistischen Hoffnungen festgehalten und trotz der Kritik weiterhin deutsche wie italienische Leser gefunden. Letztlich sei es ihm weniger um ein politisches als vielmehr um ein epistemologisches Projekt zu tun gewesen.

Die Frage nach der politischen Funktionalisierung der klassischen Antike bzw. nach der politischen Rolle deutscher und italienischer Antikenforscher vor allem in den 1930er Jahren stand im Zentrum von **Luciano Bossinas** Vortrag *L'aristocrazia dello spirito. Filologia classica e politica tra Germania e Italia nel primo dopoguerra*. Giorgio Pasquali formulierte 1952 in seinem Erinnerungsbuch *Storia dello spirito tedesco nelle memorie di un contemporaneo* (1953 posthum erschienen), das seinerseits eine dialogische Auseinandersetzung mit Ludwig Curtius' Erinnerungen (*Deutsche und antike Welt*, 1950) ist, die Frage, warum die „aristocrazia dello spirito cede“, warum also Intellektuelle und Universitäten dem Nationalsozialismus nachgegeben hätten. Bossina reflektierte diese Frage in einer mikrohistorischen Fallstudie. Anlässlich der Feier zum 200. Jahrestag der Gründung der Georg-August-Universität Göttingen sollte die von Fakultät und Universität bereits beschlossene Verleihung des Ehrendoktors an Giorgio Pasquali ergänzt werden um eine offenbar kulturpolitisch motivierte weitere Ehrendoktorwürde für den Altphilologen Gino Funaioli aus Bologna. In einer minutiösen Aufarbeitung der Zeitdokumente zeichnete Bossina v.a. die letztlich erfolglosen Versuche von Max Pohlenz nach, dem kontinuierlichen Druck aus dem Außenministerium mit sachlich-wissenschaftlichen Argumenten zu begegnen, die zudem in der Folge zur Enthebung Pohlenz' von der Lehre führen.

Eine genaues Studium der Texte und Quellen bildete auch die Grundlage von **Ernst-**

Peter Wieckenbergs Vortrag „*Wer den Weg nach Paris abschneidet, muß den nach Rom öffnen.*“ *Ernst Robert Curtius' (ideenpolitische) Wende in den frühen 30er Jahren.* Wieckenberg zeichnete nach, wie der Romanist, der zunächst im Anschluss an den Ersten Weltkrieg auf eine Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich und auf das nicht nationalistische Konzept eines kosmopolitischen Europa der Nationen gesetzt hatte, sich durch die französischen Reaktionen auf seine Schrift *Die französische Kultur* (1930) gekränkt sah und nach etwas Neuem Ausschau hielt, das er schließlich in dem gemeinsamen europäischen Erbe Roms gefunden zu haben meinte. Wieckenberg wies auf die großen Schwierigkeiten hin, auf die man heute bei der Rekonstruktion der Motivlage der Intellektuellen der 1930er und 1940er Jahre stößt; angesichts der komplexen Gemengelage verbieten sich vorschnelle Zurechnungen und Schuldzuschreibungen. Dies gilt in besonderem Maße auch für Curtius, dessen Hinwendung zu Italien nicht als Sympathieerklärung für den Faschismus zu verstehen sei. Vielmehr habe Curtius diese Wende zur Abgrenzung vom Nationalsozialismus gedient. Auch die antisemitisch anmutenden Äußerungen, die Curtius in *Deutscher Geist in Gefahr* (1932) gegen Karl Mannheim gerichtet habe, seien im Kontext seiner Ablehnung nihilistischer und relativistischer Ideologien zu situieren. Curtius war, wie Wieckenberg vermutet, ängstlich und habe sich daher zunehmend zurückgezogen und in wissenschaftlicher Hinsicht eher randständigen Themen gewidmet.

Marcus Hahn berichtete in seinem Vortrag *Ghibellinische Synthese? Gottfried Benn und Giulio Evola* über die deutsche Rezeption des italienischen Kulturphilosophen und Esoterikers Giulio Evola. Nach seiner Begegnung mit Rene Guéron habe sich Evola dem Traditionalismus und Primitivismus zugewendet und somit eine inverse Form des Orientalismus betrieben. In einer Reihe von (scheiternden) publizistischen Kampagnen bemühte sich Evola in der Folge darum, die italienische wie die deutsche Rechtsdiktatur zu einem traditionalistischen Projekt umzudeuten: als heidnischen Imperialismus und als Erhebung wider die moderne Welt. Im Unterschied zum antisemitischen und eugenischen Programm der Nationalsozialisten habe Evola dabei, so Hahn, einen spirituellen Antisemitismus propagiert und eine ‚ghibellinische Wiederauferstehung‘ als traditionalistische Deutung des Mittelalters vertreten, aus der heraus ein neues korporatives Ständestaatsmodell zu begründen sei. – Gottfried Benn verweist erstmals 1933 in seinem Essay „Bekenntnis zum Expressionismus“ auf Evola. Nachdem er im Anschluss an den Röhm-Putsch realisieren musste, dass er mit seinen ästhetischen Vorstellungen bei den Nationalsozialisten nicht reüssieren würde, habe Benn sich Evolas Traditionalismus zu eigen gemacht, dabei allerdings dessen Rassenlehre unterschlagen. Die Evola-Lektüre habe Benn,

so Hahn, nicht zuletzt bei dem Versuch geholfen, sich selbst zu ‚entnazifizieren‘; so sei sein erster nicht-nazistischer Text die Rezension zu Evolas *Erhebung wider die moderne Welt* aus dem Jahr 1935 gewesen. Erst Ende der 1930er Jahre habe sich Benn dann zunehmend von Evola distanziert, sich allerdings weiterhin zu seiner traditionalistischen Theorie bekannt, wie aus seinem ‚Berliner Brief‘ von 1948 deutlich werde. Ein Nachwirken Evolas aber lasse sich nicht nur bei Benn finden. Evola sei vielmehr von der Neuen Rechten wie auch von esoterischen Kreisen in ganz Europa breit rezipiert worden – eine Wirkung, die bis in die Zeit nach 1945 angehalten habe.

Während die Rassenbiologie von vornherein auf ideologischen Fundamenten ruhte, waren andere wissenschaftliche Disziplinen, wie etwa Mathematik, Physik und Chemie, weniger leicht zu ideologisieren, gleichwohl wichtig für die Rüstungsforschung und andere kriegsrelevante Bereiche. In seinem mathematikhistorischen Vortrag *Kooperation zwischen deutschen und italienischen Mathematikern in den 1930er und 1940er Jahren* ging **Volker Remmert** den wissenschaftlichen Beziehungen zwischen den deutschen und den italienischen Mathematikern vor und nach der Etablierung der politischen Achse nach. Zunächst konzentrierte er sich dabei auf die fachpolitische und propagandistische Perspektive. So gab es in den 1930er Jahren eine Reihe von offiziellen Kooperationen, etwa zwischen den mathematischen Fachgesellschaften DMV und UMI; man plante gemeinsame Tagungen und bemühte sich um die Organisation von Austauschprogrammen. Insbesondere der italophile Mathematiker Wilhelm Blaschke konnte sich hier hervortun; er tourte mit einer Vortragreise zu Galilei und Kepler durch Italien. Die Achsenbildung konnte, so Remmert, den offiziellen Wunsch nach wissenschaftlicher Zusammenarbeit noch deutlich verstärken, doch in der Praxis blieben die Bemühungen zumeist punktuell oder scheiterten. Zwar kam es zu einer Reihe von akademischen Besuchen: Francesco Severi etwa besuchte 1937 Göttingen, Blaschke erhielt 1942 eine Ehrendoktorwürde der Universität Padua. Mit dem IMAC kam es sogar zu einer kooperativen Institutsgründung, die der gemeinsamen Militärforschung dienen sollte. Doch insgesamt gesehen blieb es vornehmlich bei politischen Willensbekundungen und bei nur beschränkt wirkungsvollen Inszenierungen von Gemeinsamkeit. So gelang es beispielsweise Hitler bei seinem italienischen Staatsbesuch, wie Remmert berichtete, Galilei zum Symbol deutsch-italienischer Freundschaft zu erheben und zugleich durch das als Geschenk mitgebrachte Zeiss-Teleskop die Überlegenheit deutscher Wissenschaft zu betonen.

Der Kunsthistoriker **Joseph Imorde** wendete sich in seinem Vortrag *Deutsche Kunstgeschichte in Italien 1900–1945. Ein Abriss* zunächst der Vorgeschichte des deutschen Italieninteresses im 19. Jahrhundert zu. Die idealistische Selbstverpflichtung der Wissenschaft

auf die ‚reine Erkenntnis‘ habe schon hier einem nationalchauvinistischen und machtpolitischen Kalkül gedient. Die Kunstgeschichte hätte daran mitgearbeitet, den europäischen Süden zu beherrschen. Dabei galt Italien nach Imordés Diagnose als ‚empfangender‘, nicht als ‚gebender‘ Akteur. Die deutschen Kunsthistoriker hätten ihre Aufmerksamkeit folglich auch nicht auf das Italien der Gegenwart gerichtet, sondern sich auf das Italien der Renaissance konzentriert. In Italien hingegen habe man die deutsche Wissenschaft bewundert und sie zunächst als Mittel zur Entprovinzialisierung der eigenen Perspektiven nachgeahmt. Erst nach dem Ersten Weltkrieg habe sich der Widerstand gegen die Germanisierung der italienischen Wissenschaft zu regen begonnen, was allerdings kein Echo auf der Seite der deutschen Wissenschaftler gefunden habe. Als Leo Bruhn dann 1934 zum Direktor der Hertziana bestellt wird, ließ sich der nationale Standpunkt der deutschen Kunstgeschichte als Wegbereiter der ‚Erweckung des geistigen Reichs‘ feiern. Doch anstatt weiterhin die italienische Kunst zu studieren, sei es nun primär um eine Suche nach germanischen Hinterlassenschaften in Italien gegangen. In Folge des Exodus vieler nicht zuletzt jüdischer Kunsthistoriker nach England und in die USA sei die Erforschung italienischer Kunst in Deutschland und Italien schließlich nahezu verkümmert.

Toni Bernhart widmete sich in seinem Vortrag *Mussolini als Schriftsteller, ins Deutsche übersetzt* dem umfangreichen, aber heute kaum mehr bekannten literarischen Oeuvre Mussolinis. Neben neoromantischen, tragisch endenden Historiendramen, für die Mussolini als Co-Autor fungierte, liegen zahlreiche Erzählungen, autobiographische und biographische Texte, ein antiklerikaler Skandalroman (*Claudia Porticella*), einige Gedichte, Essays und zahlreiche Literaturkritiken vor. Mussolini war häufig bei deutsch-italienischen Literaturveranstaltungen zu Gast, die deutsche Literatur, etwa Klopstock, spielte für sein Selbstverständnis eine wichtige Rolle. Viele seiner Texte wurden in den 1930er Jahren, befördert durch seinen politischen Status, ins Deutsche übersetzt, und insbesondere mit seinem Drama *Campo di Maggio* konnte Mussolini einen Erfolg auf deutschen Bühnen feiern. Wie auch in vielen anderen Vorträgen deutlich wurde, zeigte auch dieser Vortrag, dass der kulturelle oder auch wissenschaftliche Austausch nicht erst durch die politische Achsenbildung initiiert wurde, sondern den politischen Absichtserklärungen oftmals vorausging und durch den politischen Willen dann weiter befördert und verstärkt wurde.

Insgesamt betrachtet, handelte es sich um eine sehr spannende, thematisch vielfältige und innovative sowie von intensiven Diskussionen charakterisierte Tagung, die dennoch die Konturen der akademischen ‚Achse Berlin – Rom‘ eigentlich nur in Ansätzen aufzeigen konnte. Immerhin konnte der interdisziplinäre Dialog und die sich daraus ergebenden

Synergien und Interaktionen den Anwesenden eine Vorstellung vermitteln, wie die Kanäle der akademischen ‚Achsenbeziehung‘ zustande kamen, welche neuralgischen Punkte und Probleme sie beinhaltete, welche Akteure sie involvierte und auf welchen vielschichtigen und komplexen politischen, gesellschaftlichen, kulturellen sowie ideen- und wissenschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen sie beruhte, die zum Teil weit ins 19. Jahrhundert zurückreichten. Die Publikation der Tagungsakten ist von den Veranstaltern dieses Villa-Vigoni-Gesprächs geplant.